

KARINE
TUILL
DIE ZEIT
DER
ROMAN
RUHE
LOSEN



ullstein

blutbeschmierten Händen einsammelt, sie auf dem Rücken ins Camp trägt, schnell, schnell, bevor die Aufständischen kommen, denn man überlässt seine Männer nicht dem Gegner ...

Du wirst nie auf den Geruch von Blut vorbereitet sein, den ekelerregenden Geschmack nach Eisen und kaltem Metall und Asche im Mund – *was ist das?* Geröstetes Fleisch. Und du beugst dich vor und kotzt dir die Seele aus dem Leib. Du wirst nie darauf vorbereitet sein, dass du über die letzten Minuten der Soldaten Lügen verbreiten musst – *Anweisung von oben*. Du wirst erzählen, dass sie als Helden an der Front gefallen sind, bis zum Ende tapfer gekämpft haben, dass sie schön und stolz waren – *schön und stolz, genau*, denn niemand wird je ihre verunstalteten Gesichter zu sehen bekommen, *zum Schutz ihrer Familien*, du wirst ihnen nicht sagen, wie du die drei Leichen nach dem Abzug der Taliban vorgefunden hast, sie lagen nebeneinander, wiesen Spuren von Folter auf – Schnitte und Einstiche mit Taschenmessern oder Schraubenziehern –, du wirst nicht sagen, dass man ihnen die Kehle durchgeschnitten und ihnen ihre persönliche Habe geraubt hatte, auch nicht, dass die Taliban in den Uniformen *unserer* Toten, *unserer* Soldaten umherstolzten, du wirst still sein und dich an die scheinheiligen Floskeln halten, *zum Schutz der Familien* und im Namen des Staatsgeheimnisses, denn der Staat hat dich in dieses Drecksloch geschickt, du bist noch keine siebenundzwanzig, du hast noch nicht genug gelebt und geliebt, um zu sterben, und du denkst an deine Mutter, du möchtest nach ihr schreien, sie soll kommen und dich hier rausholen ...

Du wirst nie darauf vorbereitet sein, die Nachricht vom Tod deiner Männer zu überbringen, und doch wirst du es früher oder später tun, du rufst einen deiner Vorgesetzten an, die hübsch bequem im Stützpunkt hocken, prompt wird die Internetverbindung gekappt, kein Soldat kann mehr Kontakt zu seiner Familie aufnehmen, damit keiner die Namen der Opfer ausplaudert, so hat es der Generalstab beschlossen, jemand wird es für sie übernehmen, irgendein niedriger Dienstgrad, er wird an der Haustür der Familie klingeln, jemand öffnet und denkt dabei: *Jetzt ist es passiert. Das Leben ist zu Ende*.

Das dachte auch Romain Roller, als sie in Paphos auf der Insel Zypern landeten und das Fünf-Sterne-Hotel bezogen, in dem sie drei Tage verbringen sollten, *zur Erholung*, wie es hieß, bevor sie nach Hause zurückflogen; eine Schleuse am Ende ihres sechsmonatigen Einsatzes, die sich die Regierung als Maßnahme vor der Rückkehr *in das normale Leben* ausgedacht hatte. Auf dem Programm standen autogenes Training, Fitness, Gruppentherapie, Einzelgespräche mit Psychologen – aber es war zu spät, Roller war fertig mit der Welt, als er in seinem Luxuszimmer mit Meerblick stand, er gehörte nicht hierher, dachte er, er sollte zurück nach Afghanistan und die Gliedmaßen seines Freundes, des Stabsunteroffiziers Farid Djitli, suchen, der, an Schläuche angeschlossen, im Militärkrankenhaus von Percy lag und vielleicht gerade kreperte, während sie sich in Paphos mit Papayas und »zuckersüßen, zart schmelzenden« Datteln vollstopften, während sie unter den Blicken junger Bikinischönheiten im Meereswasserbecken ihre Bahnen zogen und nichts anderes im Sinn hatten, als diese Mädchen flachzulegen, die sie auch noch bewundernd anstarrten, wenn sie mit ihren muskulösen Oberkörpern wie Superman persönlich am Strand entlangjoggen, der kreperte, während sie sich massieren ließen oder Karten spielten, sich nicht zwischen Hammam und Sauna entscheiden konnten, der

krepierte, während sie im Hotelsaal an einem Karaoke-Wettbewerb teilnahmen, der krepierte, während sie auf ihren Zimmern an Joints zogen und sich gegenseitig erzählten, was für tolle Sachen sie nach ihrer Rückkehr machen würden: ausgehen, lachen, Liebe machen, leben.

Der krepierte.

2

Protektion und Cliquenwirtschaft mit all ihren Regeln, ihren Privilegien und ihrem imponierenden Beiwerk – mit dem Namen Vély gehörte man von Geburt an dazu. Und so stand François Vély, einundfünfzig, Chef eines der größten Mobilfunkunternehmens und zehntreichster Mann Frankreichs, mitten im Festsaal des Automobile Club de France, wo sich einmal im Monat die einflussreichsten Männer und Frauen des Landes zum Diner des *Club Le Siècle* versammelten – Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft, hohe Regierungsbeamte, Unternehmensführer, Pressemoguln, Ärzte, Anwälte, kurzum: alle, die zählten. Ein neuralgisches Zentrum der Macht bildete sich an diesem Ort des geselligen Beisammenseins der Elite, der männlichen Elite vor allem, denn der Club bestand nur zu fünfzehn Prozent aus Frauen. François diskutierte angeregt mit einer berühmten Pariser Architektin, die ihm konzentriert und aufmerksam lauschte. Macht und Geld haben Sexappeal, doch François verfügte darüber hinaus über Charme, er besaß dieses Schillern, das die Menschen bezauberte, selbst diejenigen, die ihn schon länger kannten. Dazu ein Gesicht mit feinen Zügen, dunkelblaue Augen, umrahmt von langen dichten Wimpern, die beinahe ein wenig feminin wirkten, außerdem war er groß und schlank – mit geradezu mönchischer Strenge achtete er auf Ernährung und Bewegung: kein Zucker, keine tierischen Fette, kein Brot, keine stärkehaltigen Nahrungsmittel am Abend, kein Salz und keinen einzigen Schluck Alkohol, zweimal die Woche Yoga bei einem Privatlehrer und viele Stunden Schwimmen in Porto-Vecchio, in Southampton, im Pool des Ritz. Das war der Preis, den er für seine elegante Erscheinung zahlte. Doch François besaß nicht nur äußerlich Klasse und bewegte sich geschmeidig wie kein Zweiter auf dem gesellschaftlichen Parkett, er war zudem intelligent und kultiviert. Er hatte an der *École Polytechnique* Ingenieurwissenschaften studiert und danach in Princeton Literatur – seine große Leidenschaft für die zeitgenössische Kunst –, bei Joyce Carol Oates, die ihn am *Lewis Center for the Arts* in Creative Writing unterrichtete. Geld? Darüber sprach er nie. Nur aus der Zeitung erfuhr man, dass sein Verdienst sich auf sechs Millionen Euro jährlich belief und er im 16. Arrondissement in der exklusiven und hochgesicherten Villa Montmorency wohnte, einer städtischen Enklave mit etwa 120 Privathäusern, wo der Quadratmeter nicht weniger als zwanzigtausend Euro kostete und nur wenige Privilegierte residierten: Erben, Stars der Unterhaltungsindustrie, Internetgrößen, Unternehmer.

Ein Gespür für gesellschaftliche Nuancen? Darin machte ihm keiner etwas vor. Alles an ihm, seine Selbstbeherrschung und seine natürliche Neigung zur Dominanz, seine leicht blasierte Weltläufigkeit, die in der Modulation seiner Stimme ebenso zum Ausdruck kam wie in seinen maßgeschneiderten Anzügen und den dunklen Berluti-Schuhen, markierte soziale Distanz. Er wirkte zugänglich, ja war besorgt um das Wohlergehen seiner

Umgebung, hatte immer ein freundliches Wort für das Personal, in seiner Gegenwart kam man sich vor wie das achte Weltwunder, dabei war das eigentliche Wunder er selbst. Ein Vély zu sein war für sich genommen schon eindrucksvoll genug und erforderte keinerlei Arroganz. Er hatte die Macht und das seit seiner Geburt.

Sein Vater Paul Vély, geboren als Paul-Élie Lévy, Exminister und unermüdlicher Streiter für die Menschenrechte, hatte seinem Land im Zweiten Weltkrieg mit besonderer Kühnheit als Widerstandskämpfer gedient, bevor er verhaftet und Anfang 1944 als Jude nach Buchenwald deportiert worden war. Er war der Sohn von Mordechai Lévy, einem Antiquitätenhändler aus Troyes, und verkörperte mit seiner Biografie eine wahrhaft komplexe Identität. Kurz nach dem Krieg hatte Paul Lévy die Buchstaben seines Nachnamens umgestellt, weil er diesen als mögliches Hindernis für den Zugang zur französischen Gesellschaft betrachtete. Er wollte sich assimilieren, vielleicht auch neu erfinden – was sprach dagegen? *Meine einzige Identität ist eine politische*, pflegte Lévy/Vély zu betonen. Paul Vély, das unbeirrbar Gewissen der Linken, der engagierte Intellektuelle, das wollte er sein, das definierte ihn viel stärker als eine Identität, die man ihm wie eine Maske aufgesetzt und mit der er sich nie angefreundet hatte; sie war zu sehr mit Schmerz verbunden. Deshalb hatte er wenige Jahre nach der Geburt seines Sohnes dem Wunsch seiner amerikanischen Frau Susan entsprochen, die einer großbürgerlich-katholischen Familie entstammte, und seinen Sohn christlich taufen und erziehen lassen. Susan, eine hochgewachsene Rothaarige, hatte er bei einem Studentenaustausch kennengelernt. Ihre Eltern, ultrakonservative texanische Industrielle, hatten ihm von der Todesstrafe vorgeschwärmt – der Todesstrafe! Und das ihm, einem ihrer vehementesten Gegner! Die Ehe hatte nur fünf Jahre gehalten, doch nach der Scheidung hatte er nicht wieder an sein jüdisches Erbe angeknüpft. Eine Zeitlang hatte er mit dem Gedanken gespielt, zum Christentum überzutreten, dann aber darauf verzichtet, weniger aus Anhänglichkeit an den Glauben seiner Väter als aus einem instinktiven Misstrauen gegenüber allen Formen von Religion. Während seiner Ehejahre hatte er sich den Riten gebeugt, die seine Frau der Familie auferlegte. Sie feierten Ostern und Weihnachten, hielten Sonntagsruhe und gingen zur Kirche, und gelegentlich hatte er sich sogar eine Kindheit bei den Jesuiten und bretonische Vorfahren erfunden.

»Die Juden haben Phantasie und nutzen sie mit Vorliebe, um dem Judentum zu entkommen«, hatte Pierre Mendès France, den Paul Vély gut kannte, einmal gesagt, und auf Vély senior traf das mehr zu als auf andere, denn er hatte nicht nur eine ihm genehme Familienlegende erfunden, wie es nach dem Krieg zahlreiche assimilierte jüdische Familien aus dem französischen Großbürgertum taten, sondern auch alle offiziellen Dokumente ändern lassen. Paul Vély war ein widersprüchlicher, mitunter doppelzüngiger Mensch und überzeugter Anhänger der republikanischen Idee. Jedes Wochenende empfing er auf einer zwanzig Hektar großen Domäne im Tal der Chevreuse, seinem Zweitwohnsitz, Größen aus Medien und Politik. Für seinen englischen Garten hatte er die Blumen nach der Musikalität ihrer Namen ausgewählt: Blauer Augentrost, Taurosenkraut, Persischer Ehrenpreis, Herbstzeitlose, Chrysantheme, Amaryllis, Bella Rosa ... Einen der Gäste erinnerte die Anlage an *Die Gärten der Finzi-Contini*, und er fragte Paul Vély: »Haben Sie das Buch von Bassani gelesen? Oder den Film gesehen? Die Geschichte einer faszinierenden

jüdischen Großfamilie, die durch den Krieg dezimiert wird ... Unsagbar traurig!« Paul Vély war vor dem Fluch seiner Herkunft geflohen, und wenn er die Bemerkung in dem Augenblick auch mit einer Handbewegung abtat, so wurde der Gast doch umgehend zur Persona non grata erklärt. Im hinteren Teil des Parks hatte Vély im Inneren eines Natursteingebäudes eine geräumige Bibliothek eingerichtet, vorwiegend mit kostbaren Erstaussgaben, dennoch für jedermann frei zugänglich, *treten Sie ein und bedienen Sie sich*. Paul Vély sagte häufig zu seinem Sohn: »Wenn du von deinen Freunden nicht enttäuscht werden willst, achte bei ihrer Auswahl auf den Bestand ihrer Bibliothek.«

Man ist, was man liest. Und den gebildeten Humanisten hatte es nicht wenig betrübt, dass sein Sohn die ersten beruflichen Schritte in eine Richtung tat, für die ihm nur der Begriff »katastrophal« einfiel. Nachdem François in den USA und in Frankreich die besten Schulen besucht hatte, fing er zunächst in New York bei Szpilman an, einer bedeutenden US-amerikanischen Telekommunikationsfirma. Doch dann kaufte er Anbieter für Online-Sexdienste und -Peepshows und baute im Internet Websites mit Pornovideos auf: *Hellosexy* und *Sexy.com* waren sein Werk. Erst Jahre später stieg er wieder in das eigentliche Telekommunikationsgeschäft ein. Und mit vierzig schließlich wurde er, in der Hoffnung auf einen Zugewinn an Respektabilität, Teilhaber einer der größten Tageszeitungen. Er punktete mit einer sehr originellen Geschäftsauffassung, seiner intuitiven Intelligenz, einem guten Gespür für Beziehungen, aber auch der ausgeprägten Fähigkeit, sich in Szene zu setzen. Mit Hilfe seiner PR-Berater entwickelte er eine Strategie der Markteroberung über das Image, und damit gelang es ihm, seinen Unternehmen innerhalb weniger Jahre einen Platz unter den umsatzstärksten französischen Aktiengesellschaften zu sichern. Seine Geschäftspartner nannten ihn *brillant, einen echten Strategen und Bilderstürmer*, gelegentlich mit der Einschränkung: *Er steht zu gern im Rampenlicht*.

Ihm eilte der Ruf eines talentierten Verführers voraus, im beruflichen wie im privaten Leben, eines Spielers, eines Mannes, der Frauen besonders dann begehrte, wenn sie mit einem anderen liiert waren, am besten mit einem Konkurrenten, einem Gegner auf Augenhöhe, eine solche Konstellation reizte François außerordentlich. In seinem Umfeld gab es reichlich Frauen, die eine Ehe als Chance zum kontinuierlichen sozialen Aufstieg betrachteten und nicht zögerten, von einem Mann zum nächsten überzuwechseln. Es genügte, sich in einem bestimmten Machtzirkel zu bewegen, diese spezielle Form der Endogamie funktionierte auf der Ebene der Eliten ganz hervorragend. Und so kam es, dass François nach einer ersten missglückten, knapp einjährigen Ehe mit der Tochter eines Londoner Aristokraten bedenkenlos seinem schärfsten Konkurrenten Martin Penn, dem Chef eines anderen Mobilfunkunternehmens, die Ehefrau ausspannte. Die Neue war eine bildschöne blonde Schauspielerin, Jean Seberg nicht unähnlich, sie hieß Katherine Kramer, war Australierin und fünf Jahre älter als er. Sie schenkte François drei Kinder – einen Jungen, Thibault, inzwischen zwanzig Jahre alt, und zwei Töchter, die siebzehnjährige Domitille und die fünfzehnjährige Alicia, bevor sie ihm den Krieg erklärte, nachdem er ihr kürzlich eröffnet hatte, dass die Stunde der Scheidung gekommen sei – das ewig gleiche Drama der ehelichen Zweisamkeit, das keiner unbeschadet übersteht. Doch damit konnte er sich jetzt nicht befassen, alle Scheinwerfer waren an diesem Abend auf ihn gerichtet.

Zwei Firmenchefs begrüßten François, man kam ins Plaudern, unterhielt sich über